

Marie-Luise Angerer, Erna Appelt, Anni Bell, Sieglinde Rosenberger u. Hadwig Seidl Hg., **Auf glattem Parkett. Feministinnen in Institutionen.** Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1991, 230 S., öS 228,00, ISBN 3-85115-137-2.

Auf der Leiter des Feminismus haben einige Frauen die nächste Sprosse erreicht, jene, die in die Institution führt. Da wird zwar im Vorwort proklamiert, daß das vorliegende Buch „nicht mehr die prinzipielle Diskussion um Autonomie versus Institution“ (7) führt, doch beim Lesen der zehn Beiträge wird augenfällig, daß es dennoch das beherrschende Thema ist. Zwar nicht mehr im Sinne des pro und kontra, doch, aufbauend darauf, den Weg in die Institution bestätigend im Gegensatz zur Autonomie. Unterschiedlich sind die Institutionen und die damit verbundenen Arbeitsbedingungen der Autorinnen, unterschiedlich daher die Beiträge: „Für manche Berufsarbeit, für andere ein 'Ehrenamt'“ (8) – eine Differenzierung, die doch wohl nicht bedeuten kann, daß einige bezahlt werden, andere nicht, daß einige schreiben können und andere nicht?

Gleich im ersten Artikel von Erna Appelt werden nach einem Erfahrungsvorspann „Autonomie“ und „Institution“ als Konzepte der Frauenbewegung analysiert. Sie kommt, ausgehend von der Definition von Berger und Luckmann<sup>1</sup>, zu folgender Einschätzung: „In diesem Sinn kann als Institution die Beziehung zweier Menschen, aber auch eine Großorganisation oder auch jede beliebige ‚Projektgruppe‘ bezeichnet werden.“ (28) Somit findet ihrer Meinung nach Institutionalisierung permanent statt, soll heißen, „die Dichotomie ‚Autonomie‘ versus ‚Institutionalisierung‘ zugunsten der Dichotomie ‚autonome‘ versus ‚heteronome Institutionalisierung‘ aufzulösen.“ (29) Implizit schwingt mit, daß die Autonomen so autonom nicht sind wie sie selber gerne glauben. Sie bilden ebenso eine Institution, die als „autonome Institution“ Vorteile für die „heteronome Institution“ hat, da sie sie von außen immer wieder in Frage stellt. Aber, und hierauf legt die Autorin besonderes Augenmerk, die „autonomen Institutionen“ haben doch gewisse Nachteile. Sie bieten zum Beispiel keine Sicherheit und Berechenbarkeit – als würden tatsächlich „heteronome Institutionen“ berechenbar sein, was Appelt ohnehin im Vor- und Nachspann über die Universität widerlegt. Informelle Regeln und Hierarchien setzen sich in „autonomen Institutionen“ durch, „die aber von außenstehenden Frauen, die sich integrieren wollen, oft nicht zu durchschauen sind. Vor allem für neu hinzukommende Frauen ist oft nicht klar, was ein ‚Regelverstoß‘ ist und was nicht. Es gibt keine formalen, sondern informelle Sanktionen.“ (30) Richtig beobachtet, doch: Was für die „Autonomen“ gilt, gilt für die „Institution“ umso mehr. Als wäre für Frauen, die beginnen, in einer Institution zu arbeiten, so klar, welche Umgangsformen hier herrschen, denn zu den formalen Hierarchien und Regeln kommen noch die informellen, beides mit einem Schlag – und es gibt nicht nur formale Sanktionen (fehlende Beförderung etc.), sondern eben auch informelle. Auch wenn die Autorin glaubt,

<sup>1</sup> Peter Berger u. Thomas Luckmann, *Die gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*, Frankfurt a.M. 1969.

Widersprüchen und Ungereimtheiten auf der Spur zu sein, tappt sie manchmal in die Klischeefalle, wenn sie schreibt: „Autonome Frauen wiederum legen sich einen handfesten Pragmatismus zu, der allein ihnen das Überleben ihrer Projekte sichert.“ (18) Warum der Irrglaube herrscht, Autonomie stünde im Gegensatz zu Pragmatismus und, darauffolgend, Institutionen verkörpern den Pragmatismus, bleibt mir als Behördengeübte vollständig unklar. Zwar bin ich ebenso der Meinung, daß der Gegensatz zwischen Autonomie und Institution so groß tatsächlich nicht ist, vor allem in Österreich, wo *fundraising*, *sponsoring* und *foundations* noch Fremdworte sind. Aber die Begründung, die die Autorin hier gibt, erscheint mir unzureichend und teilweise unrichtig. Und dann stellt sich ein weiteres Problem: Angenommen, die Unterscheidung zwischen heteronomen und autonomen Institutionen wäre tatsächlich sinnvoll, ist offen, was nun eine heteronome und was eine autonome Institution ist, wer festlegt, was was ist und welche Bedeutung diese Unterscheidung für Feministinnen hat. Denn, wie Neda Bei, Juristin in der Frauenabteilung der Arbeiterkammer süffisant bei der Präsentation dieses Buches meinte, auch die Arbeiterkammer versteht sich als autonome Institution.

Christine Stromberger, Mitarbeiterin im Bundesministerium für Arbeit und Soziales, möchte für ihren Artikel „Widerspruch zwischen Feminismus und Institution“ ein eigenes Konzept entwickeln, „warum nicht versuchen, meine eigenen Fragmente – Gedanken, Ideen, Wünsche und Meinungen – in jenes Puzzle einzusetzen, das durch die Lektüre theoretischer Literatur, durch wissenschaftliche Auseinandersetzung, durch die Ergebnisse von Diskussionen und Gesprächen mit vielen Frauen, mit Expertinnen, zu einem Ganzen ... zusammenzufügen ...“ (155) Ganz gelungen ist dieses Konzept nicht, zu schwer ist es offensichtlich, eine eigene Mischung zu finden, die Methode der Collage, und als solches soll der Artikel wohl aufgefaßt werden, umzusetzen. Besonders ärgerlich und signifikant für die Diskussion „Autonomie und Institution“ erscheint mir jedoch folgende Stelle: „Die Entscheidung einer feministisch engagierten Frau für oder gegen ihren Eintritt in die Institution wird meist aus einer reflektierten, durch eigene Lebenspraxis, Frauenbewegung, Auseinandersetzung mit den verschiedensten Theorien, durch Gespräche mit anderen Frauen, ‚drinnen und draußen‘, geschulten Position heraus getroffen. Diese Frauen verfügen über einen hohen Bewußtseins-, Informations- und Wissensstand.“ (160) Wenn Frauen einmal tatsächlich so weit sind, daß sie sich diese reflektierte, durch eigene Lebenspraxis getroffene Entscheidung leisten können, dann erübrigen sich solche Bücher, dann erübrigt sich die ganze Diskussion, dann sind wir wirklich im Paradies. Denn für die meisten Frauen ist es schlicht und einfach eine ökonomische Entscheidung, ob sie in der Institution arbeiten oder im autonomen Bereich. Denn nicht nur die unterschiedliche Bezahlung, sondern vor allem die Arbeitnehmerinnen-gesetzgebung ist hier ausschlaggebend. Nicht angestellt, freiberuflich, sozusagen als Unternehmerin, heißt kein Anrecht auf Arbeitslosenunterstützung, keinen bezahlten Urlaub, jede Krankheit muß schnellstens geheilt werden, denn der Werkvertrag drängt zu termingerechter Abgabe.

Von Geld ist in diesem Buch immer dann die Rede, wenn es sich um die Etablierung autonomer Projekte handelt. Renate Fleisch schreibt

über das Projekt „Frauengetriebe“ in Vorarlberg. Fünf Frauen sind seit zweieinhalb Jahren mit der Planung und Entwicklung dieses Projektes beschäftigt und nur sporadisch bezahlt. Im Jänner 1991 lag keine Finanzierungszusage vor. Auch in der Beschreibung eines Tagesmütterprojektes von Hadwig Seidl ist Geld immer wieder ein Thema, notwendiger Bestandteil einer Analyse. Auch im Artikel von Christine Stromberger gehts dann einmal um den schnöden Mammon, dann, wenn sie über ihre Erfahrungen in autonomen Frauenprojekten schreibt. „Über Institutionen lernte ich viel. Sie waren die Geldgeber, wir, die autonomen Frauen, waren die Abhängigen.“ (165) Modifiziert müßte der Satz lauten: „Über Institutionen lernte ich viel. Sie sind die Geldgeber, wir, die autonomen und in Institutionen arbeitenden Frauen, sind die Abhängigen.“

Inge Rowhani gibt in ihrem Beitrag ihre persönliche Erfahrung „aus vielen Jahren institutioneller Arbeit, denen mehrere Jahre autonomer Frauenarbeit vorausgingen“, (177) wieder. Auch Rowhanis Einschätzung von autonomen Frauenprojekten und ihr Verhältnis zu Geld erscheint mir nicht gerade durch die Erfahrung in autonomen Frauenprojekten geprägt. Es ist richtig, daß Frauen zwar „Staatsknete“ ablehnten und „empfindlich waren gegenüber staatlicher Hilfe“ (193) (sic!). Aber, und hier schweigt die Autorin beharrlich, doch nicht, weil sie es richtig gefunden hätten, gratis zu arbeiten, sondern weil mit der Finanzierung tatsächlich eine Vereinnahmung einherging(geht?), denn dann waren es plötzlich die Institutionen, die immer schon am Thema dran waren und dann auch kein autonomes Frauenprojekt mehr benötigten, da sie ja ohnehin die Dinge selbst erledigen konnten, mit guter Infrastruktur und ausreichend bezahltem Personal. Vorher kein Geld, nachher kein autonomes Projekt. Und von „staatlicher Hilfe“ zu schreiben zeigt deutlich, daß es offensichtlich noch immer nicht um Gehälter geht, sondern um eine Alimentierungspolitik. Rowhanis Resümee: „Und dennoch – alle gemeinsam haben wir viel erreicht. Die Arbeitsbedingungen in den Ziegelöfen, in den Webereien, in den Hutfabriken, der 16stündige Arbeitstag für die Mütter und der zehn- und zwölfstündige für die Kinder, die Kindersterblichkeit und die kurze Lebenserwartung der Frauen gehören in den Industriestaaten (aber nur hier) der Vergangenheit an. Es tut not, sich dessen zu erinnern.“ (203) Kunststück, wenn es kaum Ziegelöfen gibt, und die Arbeitsbedingungen in den Waldviertler Textilbetrieben, in denen jährlich gekündigt wird, um die Abfertigung zu sparen, und wenns hoch kommt, 7.000 Schilling monatlich am Konto sind, können wahrlich nicht unter dem Titel „viel erreicht“ eingestuft werden. Und Frauen leben zwar länger, aber dafür von Mindestrenten und Ausgleichszulagen – teuer bezahlt die längere Lebenserwartung.

Spannend und erkenntnisreich ist der Artikel von Elisabeth Lercher „Auf den zweiten Blick. Die verdeckte Diskriminierung von Frauen in der Schule“, also einem Bereich, in dem viele Frauen arbeiten und trotzdem alles nach gängigem Muster funktioniert. Dazu kommt noch die Schwierigkeit, die Frauen untereinander haben, wenn eine „aus der Reihe statusgleicher Frauen ausschert ... Gerade Frauen sind weiblichen Bewerberinnen gegenüber höchst skeptisch.“ (141)

Verschiedene Institutionen und solche, die es werden wollen, werden in diesem Buch analysiert oder im Spiegel der eigenen Erfahrung in ihr

beschrieben: Universität, Schule, Sozialministerium, Frauenorganisationen in Parteien (Sieglinde Rosenberger), Strukturen im Parlament (Gerda Neyer) und der ORF (Marie-Luise Angerer), Tagesmütterprojekt und Frauengetriebe. Spannend wäre vielleicht auch gewesen, die Gegner/die Gegnerinnen in der Institution zu Wort kommen zu lassen. Abgerundet werden die Artikel durch ein Interview, eine Nachzeichnung des Lebenswegs von Herlinde Pissarek-Hudelist, Dekanin der theologischen Fakultät Innsbruck.

„Feministinnen in Institutionen hinterlassen Spuren auf dem glatten Parkett, sie schreiben auch dort ihre Geschichte ein.“ (11) Daß frau im Parkett Geschichte einschreiben kann, bleibt angesichts dieser falschen Metapher unglaublich. Da würde ich schon eher sagen, *high heels* und *stiletto*s hinterlassen viele kleine Löcher und zerstören das Parkett so nachhaltig, daß es selbst bei mehrmaligem Abschleifen auf ewig kaputt ist.

Eva Blimlinger, Wien

Renate Meyer-Braun Hg., **Frauen — Geschichte — Bremen.** (= Schriftenreihe der Wissenschaftlichen Einheit Frauenstudien und Frauenforschung an der Hochschule Bremen, WEFF, Band 3) Bremen 1991, 187 S., öS 150,00/DM 19,80, ISBN 3-9801942-1-3.

In diesem Band wird eine von der „Wissenschaftlichen Einheit Frauenstudien und Frauenforschung“ im Wintersemester 1989/90 an der Hochschule Bremen organisierte Vortragsreihe dokumentiert. Sieben durchwegs in Bremen, zum Großteil in universitären Zusammenhängen arbeitende Frauen kamen zu Wort; sechs Aufsätze sind hier abgedruckt. Der mit den Begriffen des Buchtitels ziemlich weit abgesteckte Rahmen deutet auf eine große Bandbreite, aber auch Unschärfe der Beiträge: Frauengeschichte mit Bremer Bezug ist das sehr allgemein Verbindende. Historisch umfassen die Beiträge die Zeit vom beginnenden 19. Jahrhundert bis in die Nachkriegsjahre des Zweiten Weltkriegs.

Wiltrud Ulrike Drechsel, Professorin für Erziehungswissenschaft in Bremen, geht in ihrem Aufsatz über die Bremer Lehrerin Betty Gleim (1771 – 1827) und deren Bildungstheorie mehr der Person nach: Ihr gilt die Aufmerksamkeit vor der Theorie. Die Annäherung an die Person Betty Gleim erfolgt über die Analyse ihres Portraits. Der ikonographische Versuch sollte anscheinend verhindern, daß „man vorschnell aus diesem Portrait den Schluß (zöge), Betty Gleim sei ein etwas männlicher Typ gewesen“. (9) Betty Gleim unterscheidet in ihrem Buch „Erziehung und Unterricht des weiblichen Geschlechts“ (1810) zwischen allgemeiner Menschen-, Geschlechts- und Berufsbildung, wobei Drechsel die eigentliche Novität und Radikalität der Bildungstheorie im universalistischen Anspruch der allgemeinen Menschenbildung sieht („Auf solche Bildung haben nun alle Menschen Anspruch; das Weib so gut wie der Mann“, Betty Gleim, zit. 21). Was daran nun „manche hochgespannten feministischen Erwartungen der Gegenwart enttäuscht“ (19), bleibt zu erläutern die Autorin schuldig.